

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 21 (1892)
Heft: 5

Nachruf: Alt-Dekan Heinrich Jakob Heim von Gais
Autor: G.L.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heim undigten ist. Prof. Jakob Heim
wur 1854 - 1887. Grossfürst in den
Appenzern (mit Ausserungen) Part 33 Lände
mär 19. —

Nekrologie.

I. Alt-Dekan Heinrich Jakob Heim von Gais.

An die Spitze seiner Selbstbiographie, die Dekan Heim, wie er bemerkt, „unter dem Eindruck des nahen Todes“ seinen Kindern in die Feder diktierte, hat er den Gerok'schen Vers als Motto gesetzt:

„Hier hat ein Mensch gedacht, gefühlt, gestrebt,
Geträumt, geirrt, gelitten und gelebt.“

Wie viel er gearbeitet, was er gedacht und erstrebt, gefühlt und empfunden hat, davon geben nicht zum wenigsten Zeugnis die „Appenzellischen Jahrbücher“, ein von der gemeinnützigen Gesellschaft gesammeltes und herausgegebenes Archiv für Landeskunde und Landesgeschichte, dem er den eigenümlichen Charakter aufgedrückt, dem er viele seiner Mußestunden mit großer Hingebung geopfert hat. Mehr als 30 Jahre, von 1851 bis 1888, hat er die Jahrbücher redigirt ~~X~~ viele wertvolle Beiträge, wie z. B. die Reformation im Appenzellerlande nach einer Handschrift von Walter Klarer, eine Monte Rosa-Fahrt im Juli 1869, den Festbericht zur Feier des 50-jährigen Bestandes der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft, hat er in dieselben geliefert; eine Menge von Artikeln über appenzellische Literatur hat er darin veröffentlicht, und nicht weniger als 26 Nekrologie hervorragender Appenzeller hat er für dieselben geschrieben, lauter Arbeiten, die ihm allgemeine Anerkennung und ganz besonders von den Angehörigen der Verstorbenen warmen Dank eingetragen haben. Darum gebührt ihm mit vollem Rechte ein Denkmal gerade in den Jahr-

büchern, und wenn auch bereits eine Biographie über ihn in der Appenzeller Zeitung erschienen ist (vide Jahrgang 1892 Nr. 17, 18 und 19), wenn namentlich im neusten Jahresbericht der Appenzellischen Lehrerkonferenzen eine ihm nahestehende Persönlichkeit in ungemein ansprechender und origineller Weise seiner gedacht hat, so müßten wir gleichwohl einer Vernachlässigung uns bezichtigen, wenn hier das Bild dessen fehlte, der in literarischer Beziehung um die gemeinnützige Gesellschaft so große Verdienste sich erwarb.

Heinrich Jakob Heim erblickte das Licht der Welt den 5. November 1828 in seiner Heimatgemeinde Gais, wo sein Vater, der nachmalige Landesstatthalter und Nationalrat Johann Heinrich Heim, als Kurarzt wirkte und durch seine praktische Geschicklichkeit ganz bedeutend zur Hebung des Fremdenzuflusses beitrug. Seine erste höhere Geistesbildung erhielt er, nachdem er in den Dorfschulen die nötigen Vorkenntnisse sich erworben, auf der „Riesern“ in der Privatrealschule von Hermann Krüse, einem Schüler und Gehilfen Pestalozzis, mit welcher ein Lehrerseminar, das erste im Lande, verbunden war. Er besaß ein ganz besonderes Talent, fremde Sprachen zu erlernen, und dieses wurde durch Privatunterricht gepflegt. Sein Vater führte ihn ins Französische ein; sein Großvater väterlicherseits, „ein Charakterkopf und eine Grenadiergestalt, ein Gentleman durch und durch, der seine Kinder immer zu necken pflegte und ihnen dafür die Taschen mit Bonbons füllte“, machte ihn mit dem Italienischen vertraut; eine Quäkerfamilie Bennet, die jahrelang in Gais sich aufhielt, brachte ihm das Englische bei, und so rasch machte er auf diesem Gebiete Fortschritte, daß er schon als siebzehnjähriger Jüngling in den drei genannten Sprachen vollkommen sicher sich auszudrücken verstand und noch während der Zeit des Konfirmandenunterrichtes, den ihm sein späterer Schwager Pfarrer Weishaupt erteilte, mit Vorliebe Shakespeare's Julius Cäsar schriftlich übersetzte. Daneben blieb ihm auch das Latein nicht

fremd, indem ein norddeutscher Student der Theologie, der bei seinem Vater eine Molkultur gebrauchte, ihn hierin unterrichtete und mit seinen bedeutenden Kenntnissen recht tüchtig zu fördern wußte. So gewöhnte er sich frühe daran, allseitig sich zu beschäftigen, und in seiner arbeitsreichen Jugend spiegelte sich bereits das Bild der vielverzweigten Tätigkeit, welche das kommende Amtsleben ihm brachte.

Ueber der geistigen Arbeit aber wurde die leibliche Pflege keineswegs vergessen. Täglich erhielten die Schüler auf der „Riesen“ ihre Turnstunden, und im Sommer ging es regelmäßig zum Baden im nahen Rothbache, wo den Gewandteren unter ihnen Gelegenheit geboten wurde, im Schwimmen sich zu üben. Da bildete sich Heim zum rüstigen Turner und Schwimmer aus und wurde hierin von keinem seiner Kameraden übertroffen. Die Gymnastik gehörte auch später zu seinen besondern Liebhabereien. Als Student in Zürich fand er sich fast jeden Abend auf dem Turnplatz ein. An manch ein Turnfest zog er inmitten der fröhlichen Schaar, und mehrmals kehrte er preisgekrönt aus dem friedlichen Wettkampfe zurück. Im Turnen stählte sich seine Kraft, befestigte sich sein Wille, wuchs die Energie, welche ihm später eigen war, mit welcher er auszuführen pflegte, was er einmal unternommen hatte. Und wie er das Turnen liebte, so war er auch ein eifriger Bergsteiger. Gerne unternahm er eine fühlne Partie in die höhern Regionen unsrer Alpen, und um die Genossen dieses Faches um sich zu vereinen, gründete er die Sektion Säntis des schweizerischen Alpenklubs, in dessen Schooße er manch ein Band der Freundschaft knüpfte, manch eine ihm wertvolle Bekanntschaft machte. Die Liebhaberei für leibliche Uebungen entsprach, wie er ausdrücklich betont, seinen persönlichen Anlagen; immerhin schreibt er sie teilweise auch dem englischen Einflusse zu, der im vielfachen Umgange mit den Söhnen Albions und in der Beschäftigung mit ihrer Literatur sich geltend machte. Unverkennbar wirkte sie fördernd auf seine

Gesundheit und gab seiner etwas gedrungenen Gestalt den Ausdruck frischer Kraft und zäher Lebendigkeit.

Wie für eine Pflanze der Boden mitbestimmend ist, in welchem sie wurzelt, so war für den jungen Heim von großer Bedeutung die Umgebung, in welcher er aufwuchs, und eben hier wurde der Grund zu der allgemeinen Bildung gelegt, die ihn in so seltener Weise zur Uebernahme der wichtigsten Aufgaben befähigte. Der im Jahr 1749 entstandene Kurort Gais stand damals in vollster Blüte. Die Aerzte schrieben den Molken die heilsamsten Wirkungen zu, und Heims Vater hatte als gebildeter Kurarzt nach dem Geständnisse seines Sohnes eine reiche finanzielle Ernte. In seinem Hause verkehrten Fremde aus den höchsten Ständen, selbst fürstliche Personen, und welchen Einfluß solch ein Verkehr auf den heranwachsenden Knaben ausübte, schildert Heim selber mit den Worten: „Mein geistiger Horizont erweiterte sich dabei unwillkürlich, und ich nahm fast unmerklich eine Menge von Anschauungen und Anregungen in mich auf, auf die ich wohl sonst ganz hätte verzichten müssen.“

Mit der Konfirmation auf Ostern 1845 kam für ihn die Zeit, wo er seine Berufswahl treffen sollte. Die Entscheidung fiel ihm nicht sehr schwer, hatte doch schon Professor Alexander Schweizer aus Zürich im Sommer 1844 auf einer Fahrt durchs Appenzellerländchen ihn so sehr für das Studium der Theologie begeistert, daß es schwer gewesen wäre, ihn von dem damals gefassten Entschluß zurückzubringen und für eine andere wissenschaftliche Laufbahn zu gewinnen. Auch die Beschäftigung mit dem Lateinischen hatte zu Gunsten der Theologie auf ihn eingewirkt. Zudem war der Vater diesem Studium gar nicht abgeneigt, und ganz besonders hatte die Mutter den Wunsch, ihr Ältester möchte ein Pfarrer werden. So zog denn unser junger Appenzeller im Frühling 1845 zum erstenmal in die Welt hinaus. Er sollte seine Vorbereitung zum eigentlichen Fachstudium am Pädagogium in Basel erhalten,

und zugleich war ihm durch Vermittlung von Professor De Wette eine Hauslehrerstelle angetragen worden. Mit großem Fleiß arbeitete er sich in seine neue Aufgabe hinein, jedes Semester rückte er bedeutend vor, und stetig schien es dem gesteckten Ziele entgegen zu gehen, bis ein mächtiger Auswanderungstrieb in ihm erwachte und er sich entschloß, gleich zwei seiner ältern Jugendgenossen sein Glück in Nordamerika zu suchen. Freilich führte er diesen Entschluß nicht aus; immerhin wurde dadurch sein ordentlicher Bildungsgang unterbrochen, und er mußte mit Hilfe von Privatunterricht im Griechischen und Hebräischen den Weg zur Universität sich bahnen.

Mit dem Frühjahr 1847 begann seine akademische Laufbahn. Er ließ sich als stud. theol. an der Hochschule in Zürich immatrikuliren und blieb dieser drei Jahre treu, indem er hier seine Studien vollendete, ohne noch eine andere Universität zu besuchen. Von entscheidendem Einfluß auf seine theologische Richtung waren hier die beiden Professoren Alexander Schweizer und Hitzig, bei welchen er die wichtigsten dogmatischen, dogmengeschichtlichen und exegethischen Kollegien hörte. Eine ganz neue Welt stürmte da auf ihn ein, und er hatte, wie er selbst sagt, rechte Mühe, in diese neue Welt sich einzuleben. Endessen wich er später insofern vom Standpunkte seiner Lehrer ab, als er nach seiner ganzen Anlage, nach seinem Denken und Fühlen mehr der theologischen Mitte sich zuneigte. Wie er aber schon früher es liebte, allseitig sich auszubilden, so beschränkte er sich auch in Zürich keineswegs auf das theologische Studium, sondern neben der ihm so lieb gewordenen Turnerei beschäftigte er sich gerne mit der klassischen Literatur und folgte mit warmem Interesse den Bestrebungen der Politik, die gerade damals beim Ausbruch des Sonderbundskrieges und infolge desselben hohe Wogen trieb. Mit Begeisterung nahm er Partei für die Bekämpfung der sonderbündnerischen Ziele, und jeder Kanonenschuß der feindlich sich gegenüberstehenden

Armeen, der vom Uetliberg her in die Stadt ertönte, wurde mit einem innigen Wunsche für den Sieg der Eidgenossen begleitet.

Raschen Schrittes nahte die Zeit heran, wo es für ihn galt, die gesammelten Kenntnisse im Dienste seines Landes zu verwerten, und wahrlich, an Arbeit sollte es ihm nicht fehlen. Im Frühling 1850 verließ er Zürich, um sich zu Hause auf das Staatsexamen im Herbst des gleichen Jahres vorzubereiten. Und schon vor dem Examen trug ein Umstand dazu bei, seinen Namen im Lande bekannt zu machen. Er hatte nämlich im Frühsommer auf Veranlassung einiger Männer in Gais eine Feier der Schlacht am Stöß angeregt und mit jugendlichem Feuer durchgeführt. Die Beteiligung beider Kantonsteile war eine sehr große, und mit Jubel wurde beschlossen, die Feier hinfort alle Jahre zu wiederholen; anno 1851 fand sie noch einmal statt, dann aber fiel der schöne Entschluß der Vergessenheit anheim. Der junge Kandidat bestand seine Prüfung vor dem appenzellischen Examinationskollegium und wurde von Dekan Frei in Trogen ordinirt als der letzte der Theologen, die von ihm zum Predigtamt geweiht wurden, wie er selbst bestimmt war, der letzte Dekan im Appenzellerlande zu sein.

Bald darauf übernahm Heimvikariatsweise die Pfarrstelle in Urnäsch, und er bemerkte bei der Erwähnung dieses seines Eintrittes in die praktische Tätigkeit, daß er redlich bemüht gewesen sei, die vorhandenen Lücken in seinem Wissen auszufüllen und weiter zu studiren, daß er das Pfarramt nie als Ruhefissur betrachtet, sondern darin vielmehr einen täglichen Ansporn zu weitern Studien, namentlich zu kirchengeschichtlichen und praktisch theologischen erblickt habe. Urnäsch bot ihm reiche Gelegenheit, alle seine Kräfte für sein Amt einzusetzen und sich jene Selbstständigkeit zu erringen, mit welcher er später alles anzugreifen gewohnt war, was er als gut und zweckmäßig für das gemeine Wohl erkannte. Freilich war er hier nicht immer auf Rosen gebetet. Eine Publikation der

Vorsteuerschaft, die unter seinen Papieren sich befindet und eifrig zu seinen Gunsten sich verwendet, zeigt, daß von unbekannten Verfassern Lüg- und Schmähchriften gegen ihn unter das Volk geworfen wurden. Allein er hatte die Genugtuung, daß der bessere Teil der Gemeinde nur um so enger sich an ihn anschloß und seine ärgsten Feinde nachher als die besten Freunde ihm zur Seite standen. Im Dezember 1850 trotz vielfachen Angriffen mit großer Mehrheit zum Pfarrer gewählt, machte er sich sofort mit allem Eifer an die Hebung des Gemeindegewerbes. Er übernahm die Leitung der öffentlichen Sparsäcke und ließ sich namentlich die Förderung des Schulwesens sehr angelegen sein, das damals noch auf niederer Stufe stand, wie denn auch das Amtszeugnis, das ihm beim Scheiden von der Gemeinde ausgestellt wurde, rühmend nicht blos seiner Kanzelvorträge gedenkt, sondern mit aller Wärme hervorhebt, daß er die eifrigste Tätigkeit für die Erziehung der Jugend bewiesen habe und stets mit einem guten Beispiele vorangegangen sei.

Nicht lange dauerte seine Wirksamkeit in Urnäsch. Im August 1853 erhielt er einen Ruf an seine Vatergemeinde Gais, und so ungern er sein bisheriges Arbeitsfeld verließ, siegte doch bei ihm, wie er sagt, der Patriotismus. Er folgte dem an ihn ergangenen Ruf und hielt seine Antrittspredigt den 18. September 1853 in seiner heimatlichen Kirche, in welcher er 36 Jahre lang seines Amtes waltete, bis ihn ein Schlaganfall auf der Kanzel traf und seinem Wirken ein Ziel setzte. In Gais gründete er einen eigenen Hausstand, indem er dort bald nach seinem Amtsantritte mit Fräulein Elise Alder von Herisau sich vermählte und in dieser Ehe Vater von fünf Kindern wurde, von denen er zwar strengen Gehorsam forderte, die er aber mit großer Liebe auf seinem Herzen trug.

Der größte Teil seiner pastoralen Tätigkeit fällt der Gemeinde Gais zu. Hier suchte er durch Unterricht und Kranken-

besuch das kirchliche Leben zu fördern, und immer stand ihm die Wahrheit vor Augen, daß man durch die Jugend der Eltern Herz gewinnen müsse. Darum haben ihm Viele warme Treue bewahrt, und manch einen Jüngling hat das Bild seines Dekans durch's Leben begleitet. Von seiner Predigtweise bekennt er schlicht und einfach: „Ich habe Christum gepredigt und nur Christum.“ Innig freute er sich, wenn er glaubte wahrnehmen zu dürfen, wie in seiner Gemeinde das kirchliche Interesse reger sich betätigte, und darum zählte er zu den Höhepunkten seines Lebens die Renovation der Kirche im Jahre 1866, die Feier seines 25jährigen Amtsjubiläums am 17. November 1878 und die Einweihung der Orgel anno 1888, deren erhebende Klänge freilich nicht mehr lange seine Gottesdienste begleiten sollten. Das Jubiläumsfest brachte ihm von vielen Seiten reiche Beweise der Liebe und Anhänglichkeit. Nicht blos erhöhte ihm die Gemeinde auf diesen Zeitpunkt den Gehalt um 500 Franken, sondern auch die Kirchenvorsteherschaft erfreute ihn mit einem lieblichen Anerkennungsschreiben; der Konvent überreichte ihm eine schön ausgeführte Dankesurkunde; viele seiner Freunde bedachten ihn mit wertvollen Geschenken, und am Abend des Festtages scharten sich neben den Abgeordneten der appenzellischen Geistlichkeit eine große Zahl von Gemeindegliedern um den glücklichen Jubilar.

Wie schon in Urnäsch nahm sich Pfarrer Heim auch in Gais mit Vorliebe des Schulwesens an, das hier ebenfalls manch einer Aenderung und manch eines Anstoßes zur Vorwärtsbewegung bedurfte. Unter ihm wurden die Mittelschule und die Realschule gegründet, die weibliche Arbeitsschule organisiert; und für alle diese Schulstufen mußten neue Lokale geschaffen werden, wie auch die Schulen im Dorf, in Rothenwies und Steinleuten auf seinen Antrieb neue Schulhäuser erhielten. Die Schule war das Gebiet, dem er mit seiner ganzen Kraft sich widmete.

Während seiner pfarramtlichen Tätigkeit in Gais wurde er im Winter 1870/71 bei der Grenzbefestigung aus Anlaß des deutsch-französischen Krieges in den aktiven Dienst berufen. Schon 18 Jahre stand er als Feldprediger auf dem Militärfest, ohne bis dahin in dienstliche Funktion treten zu müssen, außer daß er im September 1866 am eidgenössischen Offiziersfeste in Herisau den Feldgottesdienst leitete, was ihm für „die ausgezeichnete Durchführung des Gedankens, das schweizerische Offiziersfest durch eine gehaltvolle Feldpredigt zu verschönern“, ein überaus anerkennungsvolles Dankschreiben von Seiten des damaligen Zentralkomites eintrug. Mit schwerem Herzen folgte er dem Ruf des Vaterlandes, um das Appenzeller Bataillon 83 nach Möhlin, Frick und Basel zu begleiten, hatte er doch zu Hause sein jüngstes Kind in der Wiege liegend, während seine Gattin in einer Verpflegungsanstalt sich befand. Sechs Wochen dauerte sein Dienst, und er röhmt, daß derselbe sich für ihn sehr angenehm gestaltet habe.

Nicht wenig trugen zu seiner allgemeinen Bildung die mannigfachen Reisen bei, die er ausführen durfte. Als Alpenklubist besuchte er nicht blos die Jahresfeste in Zürich, Genf, Sitten, Lausanne, Biel und Bern, sondern er nahm auch an denen in Bozen, Fischl und Klagenfurt teil, machte dann seine Abstecher nach Venedig, Triest und Wien und passirte so den Brenner, Pontebba, Semmering und Arlberg. Fünfmal war er in Paris, dreimal in Dresden, einmal in Berlin und dazu kamen noch seine Reisen nach London und Rom, bei welch letzterer er den Gotthard und den Mont Cenis durchfuhr. Die erste hatte er dem Kurorte Gais zu verdanken. Dort machte er nämlich die Bekanntschaft einer englischen Familie, die ihn auf's freundlichste zu sich nach Nerwood-Hill bei London einlud. Im Sommer 1864 folgte er dieser Einladung und fand dabei reichen Genuss und vielfache Erweiterung seiner Kenntnisse. Die Reise nach Rom, die zwei Monate in Anspruch nahm, ermöglichte ihm sein ferner Bruder zur Erinnerung an

seine 25jährige Wirksamkeit. Dabei kam er zugleich einer Einladung des deutschen Botschafters, Herrn von Kneudell, nach, der ihm den Zugang zu manchen Sehenswürdigkeiten verschaffte, welche sonst dem Publikum nicht offen stehen. Der Besuch von Neapel, Pompeji, Sorrent, der Insel Capri, des Vesuv, von Paestum, Florenz, Pisa und Genua machte ihm einen unauslöschlichen Eindruck, und er zählte, was er da gesehen, zu dem Schönsten, das je seinem Auge sich dargeboten. Die Reiseskizzen aus England liegen noch im Manuskripte vor; dagegen hat er seine Briefe aus Italien, eine ungemein anziehende Schilderung seiner Erlebnisse, in der Appenzeller Zeitung vom Jahr 1878 veröffentlicht.

Fügen wir hier einiges über seine theologische Richtung und über seine Persönlichkeit ein. Er gehörte nach seinem eigenen Zeugniß den Vermittlungstheologen an, und in dieser Beziehung mag seine persönliche Aufzeichnung hier eine wörtliche Wiedergabe finden. „Diese Stellung“ (nämlich die Stellung eines Vermittlers) schreibt er, „fiel mir nicht von selbst in den Schoß; sie war das Ergebnis ehrlichen Studiums und meines Naturells. „„Du bist ein besserer Dekan als ich““, sagte mir Herr Dekan Wirth, als er Pfarrer in Romanshorn geworden war, und meinte damit, ich sei weniger schroff und absprechend gegen anders Gerichtete als er. Ich konnte in dem ewigen Gezänke der Parteien keinen Segen für die Kirche erblicken und suchte daher zum Frieden zu reden, wo ich konnte. Viele haben mir gedankt, andere nicht; aber der Vorwurf, den man mir auch etwa machte, daß ich zu den „Halben“ gehöre, blieb ohne Eindruck auf mich. Ich glaube allezeit und gegenüber jedermann nach dem alten appenzellischen Sprüchwort und Standpunkt gehandelt zu haben: *Cuique suum.*“ Freilich werden wir sagen müssen, daß er manchmal ein bisschen schroff sein konnte, wie Schreiber dieser Zeilen persönlich erfahren hat. Er war eben eine zum Herrschen angelegte Natur, und solche Naturen legen manchmal eine gewisse Schröffheit an

den Tag, ohne daß sie es wollen oder auch nur merken. Damit hat er da und dort etwas gesloßen. Aber er meinte es im Grunde gut; er war ein Mann von durchaus edler Gesinnung, und dadurch gewann er sich immer wieder Freunde. Seine Erscheinung streifte fast an's Vornehm-Aristokratische, und doch wieder offenbarte sich in ihr etwas ungemein Anziehendes. Wer ihn in seiner vollen Manneskraft kennen lernte, der fand in ihm einen sprühenden Geist. Feurig blitzte sein Auge; frisch und lebendig floß der Strom der Rede aus seinem Munde, und manch ein Wort, womit er die verschiedenen Sitzungen eröffnete, zeugte von einem genialen Erfassen des von ihm behandelten Gegenstandes. Heiter bewegte er sich im Kreise seiner Freunde, und galt es, in einem Wiße schlagfertig zu antworten, so verleugnete er nicht seine ächte, gesunde Appenzeller Natur. Er war überhaupt ein Mann von seltener Begabung, und deshalb vermochte er den vielen und großen Anforderungen zu genügen, die an ihn gestellt wurden. So liegt denn auch seine Hauptbedeutung in dem, was er über die Gemeinde hinaus dem Kanton auf dem Gebiete der Schule und der Kirche geleistet und weiter in interkantonalen Beziehungen gewirkt hat. Neben seiner natürlichen Beanlagung für höhere Amtsstellen verdankte er seine Beförderung einzelnen einflußreichen Männern, mit denen ihn freundschaftliche Bande verknüpften, es sei hier nur an die Herren Landammänner Dertle, Frehner, Sutter, Roth, Vater und Sohn, erinnert, und namentlich protegirte ihn der, wie er sagt, damals fast allmächtige Dekan C. M. Wirth in Herisau, dessen Nachfolger er in vielen Aemtern wurde.

Sein Lieblingsgebiet war und blieb die Schule, und da öffnete sich ihm zuerst ein größeres Feld der Wirksamkeit. Schon im Jahr 1856 trat er in die Kantonsschulkommission ein, deren Mitglied er bis 1887 blieb, und zwar von 1882 an als Präsident derselben, so daß er mit dem Schicksale unserer Kantonsschule recht eigentlich verwoben war. Vier

ihrer Direktoren, die Herren Tobler, Schöch, Müller und Meier verfolgte er in deren Arbeit, und bei der Wahl vieler Lehrer war er tätig. Wie oft pilgerte er, unbekümmert um Tageszeit und Witterung, über den Gäbris, um dieses sein Schoofsfeld zu besuchen, dessen Wohlergehen ihm sehr am Herzen lag! Vielen Examen hat er dort beigewohnt, manche Reden dabei gehalten, und eine ganze Anzahl von Jahresberichten sind aus seiner Feder geflossen. Im Frühling 1861 wurde er Mitglied der Landesschulkommision und bekleidete darin mehrere Jahre die Präsidentenstelle. Lebhafsten Anteil nahm er an der Erstellung der neuen Schulordnung, und es war ihm eine ganz besondere Freude und Genugtuung, das Zustandekommen einer Pensionskasse für die Lehrer erleben zu dürfen, wie er vorher schon eine Prediger-Alterskasse gegründet hatte, an deren Kräftigung und Mehrung er unermüdlich arbeitete. Als Mitglied der Landesschulkommision stand er lange an der Spitze der Seminar-kommision, was ihn zu vielen Besuchen der thurgauischen Lehrerbildungsanstalt veranlaßte und ihn in freundliche Beziehung zu einer großen Zahl von jungen Lehrern brachte. Er hatte sich auch dahin verwendet, daß ein Artikel in die Schulordnung aufgenommen wurde, nach welchem Zöglinge, die an einem andern als dem vom Kanton protegirten und unterstützten Seminar sich auszubilden wünschen, ebenfalls ein staatliches Stipendium erhalten können, indem er der Ansicht war, es entspreche dies der wahrhaft freisinnigen Auffassung der Zeitlege und der gegebenen Verhältnisse. Indessen ist dieser Artikel bis heute noch nicht zur Ausführung gekommen.

Nicht weniger allseitig und einschneidend war seine Tätigkeit auf dem kirchlichen Gebiete. Mit dem Jahr 1860 trat er in die kantonale Kirchenkommision ein und gehörte darin dem Examinationskollegium an, bis dieses der theologischen Konfondatsprüfungsbehörde weichen mußte. In letzterer, deren Mitglied er von 1871 bis zu seinem Rücktritt von seinen sämtlichen Ämtern war, fühlte er sich ungemein glücklich.

Sie gab ihm Anlaß, wissenschaftlich sich tüchtig weiter zu bilden und führte ihn zu manchen interessanten Bekanntschaften, wie er darin einige feste Freundschaftsbande knüpfte. Er examinirte meistens in Kirchen- und Religionsgeschichte, wie in Pädagogik, und übernahm nur abwechslungsweise etwa auch die Prüfung in neutestamentlicher Exegese. Das Jahr 1870 setzte ihn an die Spitze der appenzellischen Geistlichkeit; er wurde Dekan und hatte als solcher die damalige Staatssynode zu präsidiren und die Konventsverhandlungen zu leiten. Da bot sich ihm Gelegenheit, jene interessanten Streiflichter auf die religiöse Entwicklung des Volkslebens zu werfen, die er besonders ausgezeichnet, pikant und fließend zu zeichnen verstand. Im Frühling 1873 wurde er ins kantonale Chegericht berufen, die oberste Instanz in Chesachen, die in ihrer damaligen Form aus Abschied und Traftanden fiel, als mit der Verfassung von 1876 die Matrimonialangelegenheiten in den Gang der gewöhnlichen Zivilprozesse eingereiht wurden. Jetzt begann für unsern Dekan eine seiner Hauptarbeiten, das Werk, das, wie er bekennit, seine Kraft am meisten herausforderte, nämlich die Reorganisation der Landeskirche mit ihrer Umgestaltung der bisherigen Staatssynode in eine freie Volkssynode. Es war ein schwieriges Unternehmen, das durch die ganze Landesgeschichte so fest gefittete, scheinbar fast unzertrennliche Verhältnis zwischen Kirche und Staat vollständig zu lösen und erstere auf eigene Füße zu stellen, nachdem frühere ähnliche Versuche völlig gescheitert waren. Allein es mußten für das kirchliche Leben neue Bahnen gesucht werden, da durch die Umgestaltung in der eidgenössischen Gesetzgebung die bestehende Organisation sozusagen über Nacht in die Brüche gegangen war. Von einer konstituirenden Versammlung der Vertreter aus sämtlichen Kirchengemeinden (einzig Lützenberg machte seiner exzeptionellen Stellung wegen nicht mit) wurde eine vorberatende Kommission ernannt und Heim zu deren Präsident gewählt mit der Aufgabe, den Entwurf zu einer neuen Kirchenordnung aus-

zuarbeiten. Das nahm seine beste Denkkraft in Anspruch, und man darf wohl sagen, daß ein Werk geschaffen wurde, das, wenn es auch manche Mängel an sich trägt und manches zu wünschen übrig läßt, im ganzen als vortrefflich sich erweist und den Verhältnissen entspricht. Im Januar 1877 wurde die Kirchenordnung von den Gemeinden angenommen; es wurde zur Wahl der Kirchenvorsteherhaften und der Abgeordneten in die Synode geschritten, und Heim erhielt die Stelle eines Präsidenten der neu gewählten Synode und des neu organisierten Kirchenrates. So blieb er in der Leitung des kantonalen Kirchenwesens, bis eine schwere Krankheit seinem Wirken ein Ziel setzte. Das Präsidium der Synode legte er 1885 nieder, da er wünschte, daß ein weltliches Mitglied diese Stelle bekleide, und er wurde hierauf zum Vizepräsidenten des Kollegiums ernannt. Es liegt auf der Hand, daß er in seiner Stellung mannigfach in den Fall kam, die verschiedensten Berichterstattungen zu übernehmen, und da er seine Berichte immer sorgfältig ausarbeitete, forderten sie von ihm kein geringes Opfer an Zeit und Mühe. Diefers hatte er auch Konferenzen und Abgeordnetenversammlungen zu besuchen, welche bald regelmäßig, bald außerordentlicher Weise vom Vororte der schweizerischen evangelischen Kirchenbehörden einberufen wurden, um wichtige Fragen des kirchlichen Lebens zu besprechen, und da nahm er regen Anteil an den Beratungen betreffend Revision der Bibelübersetzung und über die Erstellung des neuen schweizerischen Gesangbuches, zu welcher der Hauptanstoß an der Versammlung der Predigergesellschaft zu Herisau im August 1878 gegeben war, welche Heim zu präsidiren die Ehre hatte. Das alles veranlaßte ihn zu so häufiger Abwesenheit, daß es ihm den bedeutungsvollen, seinen Namen negirenden Titel „Dekan Fort“ eintrug.

Daß er ein Kirchenpolitiker war und ein staatsmännisches Talent besaß, das hätte seine Bemühung um die Reorganisation der Landeskirche unverkennbar gezeigt, wenn es nicht früher

schon zu Tage getreten wäre, und hätte er die Staatscarrière eingeschlagen, er würde ohne Zweifel auch hier nicht Unbedeutendes geleistet haben. Einmal war er nahe daran, auf das staatliche Gebiet überzutreten. Als Ratschreiber Hohl auf seine Stelle resignirte, schrieb Landammann Roth unter'm 3. März 1865 Namens der damaligen Standeskommision an Heim, ob er nicht geneigt wäre, diese so wichtige Amtsstelle zu übernehmen, zu welcher er eine ausgezeichnete Befähigung besitze. Ob er die Anfrage verneinte, oder ob bei der Wahl des Ratschreibers andere Gründe ausschlaggebend waren, habe ich nicht erfahren können; genug, er blieb auf das kirchliche Gebiet angewiesen, warf sich dann aber in staatlichen Fragen etwa auch als Kämpfer auf, wie bei der projektirten Kreirung eines Schulsekretärs, wo wir in einer Bezirkssammlung als Antipoden einander gegenüberstanden.

Großes Verdienst erwarb er sich um die Bestrebungen des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in unserm Kanton. Dreißig Jahre stand er dem Vereine vor, und im Sommer 1884 hatte er das Vergnügen, die Delegirten der schweizerischen Brudervereine in deren Jahresversammlung zu Herisau begrüßen zu dürfen. Ganz besonders nahm er sich der Gründung einer reformirten Gemeinde in Appenzell an, und mit vollem Rechte kann er der Vater dieser Gemeinde genannt werden. Schon seit längerer Zeit hatten sich einige Protestantenten dort niedergelassen. Als ihre Zahl sich etwas mehrte, wandten sie sich im Herbst 1875 mit der Bitte an Dekan Heim, daß er ihnen von Zeit zu Zeit einen Gottesdienst halten möchte. Er sagte zu, sich dessen erinnernd, daß er selbst einer der in den Tagen der Reformation vertriebenen Familien angehöre, die sich in Gais niedergelassen hatte. Da galt es denn vor allem, für ein passendes gottesdienstliches Lokal zu sorgen. Mit Hilfe der Glaubensgenossen in der Schweiz und im Auslande, ganz besonders aber derjenigen in Außerrhoden, wurde ein Haus angekauft, darin ein würdiger Betraal eingerichtet, der

heute noch der Erbauung der dortigen reformirten Gemeinde dient, und am 2. Februar 1881 konnte derselbe unter großer Beteiligung der Bevölkerung zu seinem erhabenen Zwecke eingeweiht werden. Heim widmete nun mit vieler Treue seine Kraft diesem neuen Zweige seiner pfarramtlichen Tätigkeit. Er predigte daselbst, so viel es ihm die Zeit erlaubte, hielt dort Unterricht und Kinderlehre, teilte regelmäßig das heil. Abendmahl aus und trug diese Last neben seiner sonstigen schweren Arbeitsbürde volle 13 Jahre, von 1876 bis 1889, so daß es gewiß mehr als eine bloße Form war, wenn bei seiner Beerdigung der erste ständige Pfarrer der reformirten Gemeinde in Appenzell mit bewegten Worten einen Kranz als Zeichen des Dankes und der Anerkennung auf das Grab niederlegte.

Und bei all seiner vielseitigen Tätigkeit fand Heim auch noch Muße, literarisch sich zu beschäftigen. Wir haben schon auf seine vielen amtlichen Berichte und seine Arbeiten für das Jahrbuch hingewiesen; aber das bedeutendste seiner schriftstellerischen Werke ist das wohlgelungene Denkmal, das er in der Biographie des Dr. Titus Tobler diesem berühmten Appenzeller und Palästinareisenden gesetzt hat. Die Schrift verdankt ihr Entstehen der innigen Freundschaft, in welcher Dr. Tobler zu Heims Vater stand, und welche derselbe auch auf den Sohn übertrug, dem infolge dessen die zahlreichen Berichte und Tageblätter des ausgezeichneten Mannes zur Verfügung standen. Sie zeugt nicht nur von Gewandtheit und Feinheit der Sprache, sondern sie atmet den Geist wohltuender Liebe und Hochachtung, welcher das Lesen des Buches sehr genußreich macht. Daneben lieferte er Beiträge kirchengeschichtlichen, kulturhistorischen und pädagogischen Inhaltes in mehrere periodische Zeitschriften, in die Sonntagspost, die Allgemeine Augsburger Zeitung, die Alpenpost, in die Revue des deux mondes und in das Kirchenblatt für die reformirte Schweiz. Sehr lebenswert sind des weiteren seine Nekrologie über die appenzellischen

Pädagogen Krüsi, Niederer, Tobler, Ramsauer und Zellweger, welche Prof. Hunziker in seiner Geschichte der schweizerischen Volksschule veröffentlicht hat. So umfassend ist das Arbeitsfeld, das von Heim gepflegt worden ist, und das nur durch einen Mann von solcher Arbeitskraft, solcher Energie und solch vielseitiger Bildung bewältigt werden konnte, wie sie unserm Dekan eigen waren.

Allein gerade diese vielseitige Arbeit blieb nicht ohne ihre Schattenseiten. Er selbst klagt darüber, daß unter all den vielen Aemtern das häusliche Leben gelitten habe, und daß er dadurch allzu oft dem Hause entzogen worden sei, und wir dürfen hinzufügen, daß er vielleicht auch mehr an der eigentlichen Pflege seiner Gemeinde verhindert wurde, als gut war. Besonders aber litten seine geistigen und körperlichen Kräfte darunter, und wer in der letzten Zeit ihn zu beobachten Gelegenheit hatte, dem konnte die Abnahme seiner Kräfte und Lebendigkeit nicht entgehen. Schon Anfangs der sechziger Jahre drohten ihm Schlagstörungen, und was dort gleichsam nur vorbereitungsweise sich eingestellt hatte, das wiederholte sich mit verstärkter Kraft am 7. Juli 1889, wo ihn auf der Kanzel ein Schlagfluß traf, dem bald nachher mehrere ähnliche Anfälle folgten. Mitten in seiner vollsten Tätigkeit wurde seinem ferner Wirkung plötzlich Halt geboten. Bald sah er selber ein, daß an eine Wiederaufnahme seiner Arbeit nicht mehr zu denken sei, und schweren Herzens entschloß er sich, von seinen sämtlichen Aemtern zurückzutreten. Auf jede Resignation traf von der betreffenden Amtsstelle ein ehrenvolles Zeugnis mit höchster Anerkennung dessen ein, was er auf ihrem Gebiete geleistet hatte. Ueberaus schmerzlich war für ihn der Wegzug aus seiner Heimatgemeinde, die er von ganzem Herzen liebte, in deren Dienste die beste Kraft seines Lebens war aufgezehrt worden. Was ihn aber aufrecht hielt, war die Hoffnung, es werde ihm nach des Tages Arbeit noch ein Abend stillen Genusses und friedlicher Ruhe beschieden sein. Zuerst schien

es denn auch wirklich, es werde dieser sein Wunsch in Erfüllung gehen. Er hatte sich zu seiner Schwester nach Dresden begeben, und hier lebte er im Anschauen der verschiedenen Kunstwerke so rasch auf, daß er wie in ein neues Dasein sich versetzt fühlte und in seinen Briefen der Freude darüber unverhohlen Ausdruck gab. Leider sollte diese Freude nicht lange dauern. Ein neuer Anfall warf ihn auf's Krankenlager nieder, und mit unsäglicher Mühe brachte ihn sein Sohn Hermann im November 1889 in die Heimat zurück. Dieser war im Jahr 1879 als Pfarrer nach Wängi (Et. Thurgau) gewählt worden, und hier sollte Dekan Heim nach Gottes Ratschluß seine Tage beschließen. Wie schön hätte er es bei seinen so treu ihm liebenden Kindern haben können, wenn ihm noch etwelche Gesundheit beschieden gewesen wäre! Allein es war für ihn anders bestimmt. Zwei Jahre war er bettlägerig. Seine Geisteskräfte waren geschwächt; sein Gedächtnis ließ ihn im Stiche; die Sprache stand ihm nicht mehr frei zur Verfügung, und oft deuteten nur Tränen an, was er im Grunde des Herzens fühlte. Anfangs konnten ihn seine Kinder öfters spazieren führen, was ihm jedesmal eine große Freude bereitete; später aber wurde es unmöglich, ihm diesen Liebesdienst noch zu erweisen. Jeder Besuch von Freunden und Bekannten war ihm eine Wohltat, und wenn er auch beim ersten Anblick derselben meist Tränen vergoss, so fühlte man doch, wie willkommen man ihm war. Besondere Erquickung bot es ihm, wenn sein Sohn mit ihm betete, und darum forderte er ihn recht oft dazu auf. Wie man von seinem raschen und lebhaften Naturell gar nicht hätte erwarten dürfen, bewies er über die ganze Zeit der Krankheit eine bewunderungswürdige Geduld und eine rührende Dankbarkeit, die er für jeden, auch den kleinsten Dienst der Liebe zu erkennen gab. Kindlich hatte er sich in Gottes Willen ergeben. Sehnsuchtsvoll schaute er dem Tage der Erlösung entgegen. Aber es gab für ihn eine lange und bange Zeit des Harrens. Eine

vom Gehirn aus sich bildende Wassersucht nahm eine allgemeinere Verbreitung an und verursachte ihm große Atmungsnot. Am Weihnachtstage 1891 hatte er sich noch am Christbaum seiner Kinder erfreut. Von da an wurden seine Tage immer dunkler. Gestern war sein Bewußtsein umschleiert. Heftig war sein Todeskampf, bis der Bote des Friedens ihn den 12. Januar 1892 in die Ewigkeit hinüberrief. Den 15. Januar wurde er auf dem neuen Friedhof in Wängi zur Erde bestattet. Zahlreiche Leidtragende folgten seinem Sarge. Manch ein Wort der Liebe und der Anerkennung wurde an seinem Grabe gesprochen. Wir aber rufen ihm zu: Dein Andenken bleibe unter uns im Segen! Möge es uns auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens nie an Männern fehlen, die es verstehen, und denen es ein Herzensanliegen ist, des Landes Nutzen und Ehre zu fördern und seinen Schaden zu wenden!

G. L.

II. Nationalrat Joh. Ulrich Eisenhut von Gais.

Am Sonntag, den 15. Juni 1890, hatte Gais eine Leichenfeier, bei welcher sich trotz des sehr regnerischen Wetters eine außerordentliche Zahl Teilnehmer einfand, worunter, für den Kanton Appenzell wohl zum ersten Mal, Abgeordnete des Bundesrates, des National- und des Ständerates mit ihren Weibeln. Es war die Beerdigung von Nationalrat J. U. Eisenhut, dessen Hinschied in die Zeit der Bundesversammlung gefallen war*).

*) Es ist Uebung, daß, wenn ein Mitglied des National- oder des Ständerates während einer Session der Bundesversammlung stirbt, sich sowohl die beiden eidg. Räte als auch der Bundesrat durch Abordnungen bei der Leichenfeier vertreten lassen.

Im Namen dieser Abordnungen sprach Herr Nationalrat Dr. Lutz-Müller ein warmes Abschiedswort. — Die Leichenpredigt hielt Herr Pfarrer Giger.



App P 5



Jakob D.H. Kainz in Gais.
geb. 1828, gest. 1892
F.F. 210.